



Karl-Heinz Braun



MASoF

„Magdeburger Archiv für Sozialfotografie“
Hochschule Magdeburg-Stendal (FH)
Fachbereich Sozial- und Gesundheitswesen
Breitscheidstraße 2
D 39114 Magdeburg

Tel: +49-391-886 43 13
Mobil: +49-170-247 87 92
Fax: +49-391-886 42 93
Email: masof@sgw.hs-magdeburg.de
Web: www.masof.de

MitarbeiterInnen:
Prof. Dr. Karl-Heinz Braun
Matthias Elze
Stefan Deike
Sonja Gröbler

Theoretisch-methodische Vorüberlegungen zum Projekt „Foto-Interviews mit Zeitzeugen aus Magdeburg bzw. aus Sachsen-Anhalt

Magdeburg 2010

Theoretisch-methodische Vorüberlegungen zum Projekt „Foto-Interviews mit Zeitzeugen aus Magdeburg bzw. aus Sachsen-Anhalt

Magdeburg 2010

In der Altenarbeit setzt sich immer mehr die Einsicht durch (und zeitigt teilweise auch praktische Konsequenzen), dass sie nicht auf *Betreuung* reduziert werden kann und darf, sondern dass sie immer auch einen *Bildungsauftrag* zu erfüllen hat (vgl. z.B. Karl 2009, Kap.2 u. 6). Damit ist selbstverständlich ein sehr komplexes Aufgabenfeld benannt; und die Fotoarbeit ist *ein* mögliches Angebot der selbstaufklärenden Bildungsarbeit. Dabei ist die Bedeutung der Fotografien besonders für die Biografiearbeit mittlerweile breit anerkannt¹; es besteht aber die Neigung, sie nur als Anlass und „Auslöser“ für biografische Erzählungen zu nutzen und damit ihre spezifischen Ausdrucksqualitäten und Erkenntnisgehalte nicht einzubeziehen. Erst in jüngster Zeit sind – vor dem Hintergrund anspruchsvoller dokumentarischer Fotointerpretationen (vgl. bes. Bohnsack 2009, Kap.3 u. 4) die Bemühungen verstärkt worden (z.B. von Kulcke 2009, Kap. 3 u. 5), zu einer entwicklungs-offenen Balance zwischen *verbalen* (auch diskursiven) und *ikonischen* Analyse- und Darstellungsweisen zu gelangen; *eine* mögliche Form dafür ist die *Sozialreportage* (vgl. Braun/Wetzel 2010, Erster Teil). Diese ist sowohl eine *Handlungs-* als auch eine *Forschungsmethode* der Sozialen Arbeit, speziell der *Visuellen Sozialen Arbeit*, und noch spezieller - und mit Bezug auf dieses Projekt – der *Visuellen Altenarbeit*. Die dabei zugrunde liegenden theoretischen Annahmen und beabsichtigten Verfahrensweisen sollen an diese Stelle knapp skizziert werden.

Es ist das besondere Verdienst von Hans Thiersch, den Lebenswelt-Ansatz zu einem der Basiskonzepte der Sozialen Arbeit gemacht zu haben. Allerdings werden damit bis heute sehr unterschiedliche bis gegensätzliche Vorstellungen verbunden. Deshalb soll knapp umrissen werden, worin der Lebensweltbezug der hier vorgestellten Foto-Arbeit besteht.

1. Alltägliche Lebensführung im sozialräumlichen und systemischen Kontext

Das Lebenswelt-Konzept ist von Edmund Husserl (1859-1938) schrittweise herausgearbeitet worden und bildet in seinem Spätwerk, besonders der berühmten „Krisis“-Studie, das Zentrum seines zeitdiagnostisch ausgerichteten Theorieentwurfes. Danach hat die Krise der europäischen Wissenschaft/Philosophie ihren zentralen Grund im eindimensionalen, funktionalistischen, objektivistisch-naturwissenschaftlichen Wissenschaftsideal, welches die zentrale Bedeutung der sozialen Lebenspraxis der Menschen und der dabei gemachten und reflektierten Erfahrungen für den wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt ignoriert (vgl. Husserl

¹ Vgl. z.B. Gudjons u.a. 2008 (z.B. S. 50ff u. 59f), Hölzle/Jansen (2009, z.B. S. 18f, 34, 81 u. 175ff), Ruhe (2009, z.B. S. 35, 52, 55, 122 u. 125) und Sautter u.a. (2004, z.B. S.38ff).

1992, §§ 8-27). Als hermeneutische und intersubjektivitätstheoretisch, auf die *Ich-* und *Wir-*Perspektive zentrierte Alternative bot sich ihm der Bezug auf die Lebenswelt an, die in einem ersten Schritt verstanden wurde als alltägliche Lebenspraxis der Menschen (vgl. ebd., §§ 28f u. 34). Ihre Besonderheit liegt darin, dass sie mir vorgegeben ist, ich mich quasi naturwüchsig in sie hineinentwickle, sie mir und uns vertraut ist, ich mich aber nur in bestimmten Situationen und Phasen auch reflexiv-distanziert zu ihr verhalte. Was aber Husserl unterschätzte hatte war die Tatsache, dass diese alltägliche Lebensführung, bevor sie für uns als sozial handelnden Subjekten zur „zweiten Natur“ wird, von uns aufgebaut, in gewisser Weise konstruiert werden muss. Diese Seite des Lebensweltbezuges ist deshalb auch in der Alten(bildungs)arbeit so wichtig, weil die alltägliche Lebensführung der sozialhistorische Ort der Subjektkonstitution ist. Denn ich muss zur Bewältigung der alltäglichen Anforderungen zunächst einmal drei praktische Konstruktionsleistungen vollbringen:

- a) Ich muss die Vielfalt und Widersprüchlichkeit der Anforderungen in einem *synchronen* und *zyklisch* wiederkehrenden Ablauf integrieren;
- b) dies erfordert den Aufbau individueller *Relevanzstrukturen* (was ist mir wie wichtig) und eines darauf abgestimmten *Zeitbudgets* (wofür muss, will oder kann ich wieviel Zeit aufbringen);
- c) da dies nicht individualistisch erfolgen kann, impliziert dies den Aufbau eines bestimmten *Koordinationsniveaus* (z.B. zwischen den Essenszeiten und den Öffnungszeiten der Geschäfte), von *Beziehungsmustern* (z.B. in der Ehe/Familie, in der Nachbarschaft, im Verein) und *Handlungsroutinen* (z.B. zur optimalen Erledigung der Wohnungsreinigung und des Schriftverkehrs), aus denen sich *intersubjektive Verbindlichkeiten* ergeben in Form von informellen oder formellen Regeln, der Verteilung von Rechten und Pflichten sowie von wechselseitig akzeptierten oder zumindest bekannten Gewohnheiten (wann man z.B. wen besser nicht in einer bestimmten Sache anspricht).

Der innere Zusammenhang und damit die *Tiefenstruktur* der alltäglichen Lebensführung ergibt sich aus den darin enthaltenen *lebenspraktischen Verallgemeinerungen*. Diese umfassen die Wechselbeziehungen zwischen den personalen Erfahrungsmodi, den Denkstilen, den emotionalen Bewertungs- und Befindlichkeitsformen und den motivationalen Anstrengungsweisen. Dabei ist die alltägliche Lebensführung stets eingebunden in die unmittelbaren sozialräumlichen Lebensbedingungen, die gesellschaftsstrukturell verankerte Milieus und die übergreifenden Systemstrukturen des Marktes sowie des (Sozial-)Staates. Diese Kontexte *ermöglichen* die alltägliche Lebensführung, weil sie Entwicklungs- und Lernräume darstellen; sie *stützen* sie, weil sie Zuverlässigkeit bieten und daher entlasten; und sie *beschränken* sie, weil sie ein Vermittlungsmedium ökonomischer, sozialer, kultureller und ethnischer Ungleichheiten sind.

Die alltägliche Lebensführung ist für die Arbeit mit Zeitzeugen auch deshalb wichtig, weil die Interviews ja in ihrer *jetzigen Gegenwart* geführt werden, sie erinnern an ihre eigene und die Gesellschaftsgeschichte immer von diesem aktuellen Bezugspunkt aus – sei ihnen das bewusst oder nicht. Das Erinnern und die Interpretation des Erinnerten kann und will diese Spannung zwischen Vergangenheit und Gegenwart (und manchmal auch der erwarteten Zukunft) nicht auflösen, sondern bezieht daraus ihren wesentlichen Aufklärungsimpuls .

2. Biografischer Sinnentwurf im epochalen Kontext

In dem Maße, wie der Alltag bewältigt werden und sich die alltäglichen Handlungsabläufe durch Routinen „automatisiert“ haben, in dem Maße werden sie in gewisser Weise *zeitlos*. Es scheint dann so, als wenn ich ewig so leben könnte oder auch müsste. Diese scheinbar-reale zeitliche *Unendlichkeit* wird aber lebenspraktisch grundsätzlich in Frage gestellt durch die Tatsache des individuellen Todes und damit der *Endlichkeit* meiner Existenz. Sie wirft zwingend die Frage nach dem „*eigentlichen*“ Leben auf, für das es sich lohnt Risiken einzugehen, sich anzustrengen, Enttäuschungen zu verarbeiten, es immer wieder neu zu versuchen usw. In dem Maße, wie ich mich dieser Herausforderung stelle, in dem Maße überschreite ich meinen Alltag, indem ich über die Routinen hinaus nach einer inneren Entwicklungskontinuität suche und um eine innere Stimmigkeit meiner gesamten Lebenszeit ringe. Das Erlebnis der Antizipation des mit der eigenen Geburt auch gesetzten eigenen Todes, der gerade in dieser Lebensspanne dadurch immer präsenter wird, dass viele Lebensgefährten, Verwandte, Bekannte, ArbeitskollegInnen, Vereinsmitglieder usw. sterben, bringt also eine neue Herausforderung zwingend mit sich: Dass ich mich selbst in ein bewusstes Verhältnis zum eigenen Tod stelle, ihn als Herausforderung betrachte, ein wirksames und befriedigendes Leben zu führen, an dessen Ende eine Bilanz steht, zu der ich „Ja“ sagen kann. Das hatte schon – trotz einer gewissen „Todessehnsucht“ – Lucius Annaeus Seneca (4 v.Chr.-65 n.Chr.) erkannt: „Der wollte nicht leben, der nicht sterben will. Denn das Leben ist uns mit der Bedingung des Todes geschenkt; es ist der Weg zu diesem Ziel.“ (Seneca, 1984b, S.140) Oder anders gesagt: „Wer den Tod fürchtet, wird in seinem Leben nie etwas Rechtes leisten ...“(ders., 1984a, S.52)² - Man kann diese Überlegungen auch dahingehend zusammenfassen, dass das individuelle *Selbstverhältnis* stets nicht nur ein *Weltverhältnis* impliziert, sondern auch einen *Selbstentwurf*, der die Faktizität des je gegebenen Lebens überschreitet. Das ist im Ursprungskonzept von Husserl (1992, §§ 47, 62f) zumindest angedeutet mit der Differenz zwischen *Körperlichkeit* (sie konstituiert den individuellen Tod) und

² In dem neuesten Film von Wim Wenders, „Palermo shooting“ (2008; auf DVD erhältlich mit Audiokommentar und einem Film über die Filmproduktion) gibt es gegen Schluss (auf der DVD Kap. 10) einen langen Monolog des Todes (gespielt von Denis Hopper), in dem er deutlich macht, dass er nicht der Feind, sondern der *Freund* der Menschen ist. Denn – anders gewendet – nichts wäre schwerer zu ertragen als Unsterblichkeit, denn dann könnte ich als Individuum jede beliebige Handlung zu jeder beliebigen Zeit nachholen, womit mein ganzes Leben beliebig und damit langweilig würde und stets unerfüllt bliebe. Es ist das unausweichliche psychodynamische Problem aller Jenseitsreligionen, dass sie diese Spannung und Herausforderung der ontogenetischen Sinnentfaltung mindern; dass dies nicht zwingend mit religiösen Selbst- und Weltdeutungen verbunden ist, kann man bereits dem mesopotamischen Gilgamesch-Epos entnehmen (vollständige Fassung von ca. 1100 v. Chr.), wo es in „Gilgamesch und Huwawa A“ heißt: „Nachdem ein Mensch sein Leben nicht über dessen Lebensende hinaus führen kann, will ich ins Bergland hineinziehen, will ich dort meinen Namen setzen!“ (zitiert nach Sallaberger, 2008, S. 115)

Leiblichkeit, die nicht nur die Fähigkeit und Bereitschaft impliziert, sich bewusst zur eigenen Endlichkeit zu verhalten³, sondern die Grenzen der eigenen Persönlichkeit zu überschreiten und sich der Verbundenheit mit den anderen Menschen bewusst zu werden. Dabei ermöglicht die Leiblichkeit nicht nur den selbstreflexiven Bezug, sondern besonders die personale Teilhabe an einfachen wie auch und besonders an „höherstufigen“ Formen der Intersubjektivität, bei Husserl (ebd. §§ 35-41, 47-50 u. 73) bis hin zur bewussten Integration in die Menschheitsgeschichte (wobei er besonders die europäische Geschichte vor Augen hatte). Insofern ist die Leiblichkeit auch das entscheidende Vermittlungsmedium zwischen der Körperlichkeit und den epochalen Kontexten⁴, in die sich die eigene Biografie hineinentwickelt und in die sie gestaltend eingreift⁵. Deshalb ist sie mit dem Alltagsleben der entscheidende Bezugspunkt der Bildungsarbeit, damit auch der Foto-Arbeit mit älteren und alten Menschen als Zeitzeugen

3. Gedächtnisfunktionen und fotografische Visualität

In der Alltagskommunikation wird mit dem Gedächtnis eine „Instanz“ verbunden, die wir ein Computer „Daten“ mehr oder weniger ungefiltert abspeichert und von wo sie je nach Anforderung genauso unverfälscht wieder abgerufen werden können, wobei dieser Prozess sich (fast) ausschließlich innerhalb des Individuums abspielen soll. Gegen diese Vorstellung von der privatistischen Einschließung der psychischen Entwicklung hatte das Lebensweltkonzept mit seiner Inter-Subjektivitätsperspektive bereits grundsätzliche Einwände angemeldet⁶. Sie werden von der neueren neurowissenschaftlichen Forschung gestützt: Danach bildet das Gehirn komplexe assoziative Verbindungen aus und schafft damit die Möglichkeit zur Aktivierung temporaler und räumlicher Muster des Erinnerns, die sich über viele Gruppen von Neuronen erstrecken (wobei das einzelne Neuron gleichzeitig unterschiedlichen expliziten und impliziten Systemen angehören kann). Zugleich erlaubt das distributive Speicherverfahren nicht nur die Verarbeitung neuer Erlebnisse, sondern auch den beständigen Umbau der bisherigen Erinnerungen (einschließlich der Bewusstmachung verdrängter, unbewusster Prozesse). Insofern verfügt es über zahlreiche Modi des *Erinnerns*, aber auch des *Vergessens*⁷. Dabei lassen sich unter zeitlichem Aspekt unterscheiden das *Ultrakurzzeitgedächtnis*, das *Kurzzeitgedächtnis* und das *Langzeitgedächtnis* (dieses bildet die Grundlage des biografischen Erinnerns). Für die Foto-Arbeit sind dabei zwei Gedächtnisfunktionen von besonderer Bedeutung:

³ Die daraus resultierende „Logik“ der Ontogenese ist in der phänomenologischen Tradition besonders von Landgrebe (z.B. 1977, S. 78ff) herausgearbeitet worden.

⁴ Die Analyse dieses Zusammenhanges macht einen wesentlichen Teil der phänomenologischen Theorieentwicklung nach Husserl aus; wichtige Beiträge haben dazu u.a. geliefert Blumenberg (2001, Zweiter Teil, Kap. II u. XI-IV; 2006, Erster Teil), Meyer-Drawe (1984, Kap.IV/V) und Waldenfels (2000, Kap. V-VIII).

⁵ So verstanden ist das phänomenologische Konzept der *Leiblichkeit* auch die Alternative zum strukturalistisch-anthropologischen Konzept des *Habitus*, wie es Michel (2006) – im Anschluss an Bourdieu – in die Fotoanalyse eingeführt hat.

⁶ Hier ist natürlich besonders auf die phänomenologische Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs (1877-1945) zu verweisen, besonders seine 1925 erstmals erschienene Studie (vgl. Halbwachs 1985, bes. 2.-4.Kap.).

⁷ Vgl. dazu Markowitsch (2009, Kap.3/4), Welzer (2008, Kap.IV u.VIII-X) sowie die kompakte und komplexe Übersicht in Pethes/Ruchatz (2001).

- a) Im Zentrum des *praxeologischen* Gedächtnisses stehen die impliziten Wissensformen, wie sie gerade für das routinisierte Alltagshandeln von Bedeutung sind. Diese Art von Orientierungswissen ist handlungsleitend, inkorporiert, „stillschweigend“ und atheoretisch, aber es ist theoretisierbar, also der sprachlichen und schließlich sogar diskursiven Aufklärung zugänglich. Der Widerspruch, dass die Subjekte selber nicht wissen, warum sie was tun, aber nur sie es wissen können, kann auch durch die dialogische Beschäftigung mit der fotografischen Dokumentation dieser Alltagspraxis zu einer Entwicklungsherausforderung werden und zwar dadurch, dass die Spannung zwischen *Lebenswelt* und *Fotowelt* (als Teil der Bilderwelt) entfaltet wird⁸. So kann eine fotografische Begleitung des Alltags deutlich machen, womit ich meine Zeit eigentlich verbringe (also die impliziten Relevanzstrukturen), so können Fotos von wichtigen Handlungsschwerpunkten mir verdeutlichen, mit welcher Anspannung, Freude, manchmal auch Überforderung ich sie vollziehe. So können Fotos meiner Wohnumgebung verdeutlichen, welche Art von gebrauchsästhetischen Vorlieben ich habe oder wie wichtig oder unwichtig es mir ist, ein „gemütliches“ Zuhause zu haben. Auch können Fotos von Personengruppen, mit denen ich häufiger oder sogar regelmäßig zusammen bin ihnen und mir selbst verdeutlichen, wie wir zueinander stehen, welche offenen, aber auch verdeckten Spannungen es gibt, wer sich wann wie fühlt usw. Dabei hat die Interpretation der Fotos nicht nur eine Anregungsfunktion für entsprechende *Gespräche*, sondern sie bringen auch eine dokumentarisch-objektivierende Dimension in diese selbst- und sozialreflexiven Klärungsbemühungen ein, indem sie die Möglichkeit der kritischen Nachfrage zu verbal geäußerten

⁸ Beide Aspekte hatte schon Husserl (2006) im Blick, wenn er in seinen Vorlesungen im Wintersemester 1904/05 mit explizitem Bezug auch auf das Bild in der Fotografie (vgl. besonders den ergänzenden Teil aus dem Jahre 1912 in ebd., S.188ff) ausführte: „Drei Objekte haben wir: 1) das physische Bild, das Ding aus Leinwand, aus Marmor usw. 2) Das repräsentierende oder abbildende Objekt, und 3) das repräsentierte oder abgebildete Objekt. Für das letztere wollen wir am liebsten einfach *Bildsujet* sagen. Für das erste das physische Bild, für das zweite das repräsentierende Bild oder Bildobjekt. (...) Die Differenzen zwischen repräsentierendem Bild und Bildsujet, zwischen dem eigentlich erscheinenden und dem dadurch dargestellten und gemeinten Objekt, sind von Fall zu Fall und sind vor allem je nach den Abbildungsarten sehr verschieden und wechselnd. Immer aber sind solche Differenzen vorhanden. Wäre das erscheinende Bild phänomenal absolut identisch mit dem gemeinten Objekt, oder besser, unterschiede sich die Bilderscheinung in nichts von der Wahrnehmungerscheinung des Gegenstandes selbst, so könnte es kaum noch zu einem Bildlichkeitsbewusstsein kommen. Sicher: Ein Bewusstsein von Differenz muss vorhanden sein, obschon das Sujet im eigentlichen Sinn nicht erscheint. Es gilt eben das erscheinende Objekt nicht nur für sich, sondern als Repräsentant für ein anderes, ihm gleiches oder ähnliches.“ (ebd, § 9 [S.21f]) Dabei betonte er schon, dass es nicht nur darum geht, *was* dargestellt wird, sondern auch *wie* das geschieht: Von den „*Bildern*, die als *Symbole* fungieren, und von dem Bildbewusstsein, das in der symbolischen Funktion des Bildes vollzogen wird, haben wir zu unterscheiden das intuitive Bildbewusstsein, das Bewusstsein der immanenten Bildlichkeit. Dieses allein spielt für die *ästhetische Bildbetrachtung* seine Rolle. Wir schauen uns dabei in das Bild hinein, ihm gehört unser Interesse, in ihm schauen wir das Sujet; nicht hat etwa das Bild die bloße Funktion, eine ihm äußerliche Vorstellung von dem Gegenstand, eine neue Anschauung oder gar nur eine begriffliche Vorstellung zu erwecken. (...) Wo das Bild ästhetisch wirkt, da mag es ja sein, dass eine neue Vorstellung das Sujet oder irgendwelche Bestandstücke desselben zu einer volleren Anschauung bringt, etwa zu einer angemesseneren Farbigkeit. Überhaupt mag das Spiel der Phantasie sie in Bewegung gesetzt werden, so dass wir uns in die Welt des Sujets hineinleben ... (...) Aber wie wesentlich am Interesse das Bildobjekt beteiligt ist, zeigt sich darin, dass die Phantasie nicht diesen neuen Vorstellungen nachgeht, sondern das Interesse immerfort zum Bildobjekt zurückkehrt und innerlich an ihm hängt, in der *Weise* seiner Verbildlichung den Genuss findend.“ (ebd.: §17 [S.38f])

Vermutungen erlauben (ob man sich z.B. in der Wohnung wirklich wohl fühlt, wie belastend man die sozialen Probleme des Stadtteils wirklich findet, wie groß die Geborgenheit in der Gruppe tatsächlich ist usw.).

- b) Das *episodal-rekonstruktive* Gedächtnis bildet das Zentrum der biografischen Welt- und Selbstdeutungen und damit der personalen Zeitzeugenschaft indem es die widersprüchliche Vielfalt der personalen, intersubjektiv vermittelten Erlebnisse und Erfahrungen, Deutungen und Erwägungen, Gefühle und Befindlichkeiten, Hoffnungen und Entwürfe zu einem lebensgeschichtlichen „Projekt“ verdichtet und auf diese Weise eine Ich-Identität ermöglicht und stiftet. Dabei ist es für die Wahrscheinlichkeit des Erinnerens von zentraler Bedeutung, wie ein epochal vermittelter situativer Alltagskontext damals emotional erlebt wurde, ob er mit besonders starken Ängsten (z.B. traumatisierenden Kriegs- oder Gewalterfahrungen) oder Glückerlebnissen (z.B. der Erfüllung einer lang ersehnten Liebesbeziehung) verbunden wird. Das kann dann auch zu einer Umdeutung der Situation bzw. Epoche und der dabei erlebten Gefühle im Prozess des Erinnerens führen (also einer Überdramatisierung, einer Verharmlosung, einer „Glorifizierung“ oder Harmonisierung usw.), wodurch es zu sehr komplexen Überlagerungen von realistischen und umdeutenden („verfälschenden“) Erinnerungen kommt (die ja immer auch Prozesse des Vergessens implizieren!). Diese können wiederum durch die intensive „widerständige“ Beschäftigung mit fotografischen Dokumentationen der entsprechenden Situationen den Beteiligten als solche schrittweise zu Bewusstsein kommen. Ob dies zugelassen wird, hängt aber nicht nur von den personalen Bereitschaften und Fähigkeiten ab, sondern auch von den zwischenmenschlichen, sozialen und kulturellen Kontexten des epochalen Erinnerens. Das gilt besonders für die sog. „Erinnerungsgemeinschaften“⁹, sei das die eigene Familie, der Freundeskreis, aber auch das (regelmäßige) Treffen ehemaliger ArbeitskollegInnen und/oder Vereinsmitglieder oder die Vereinigung, die sich als eine Gruppe von Zeitzeugen versteht, die historische Erinnerungen bewahren und weitergeben will. In den dort stattfindenden leiblichen, visuellen und verbalen Dialogen wird Vergangenheit quasi hervorgebracht, wird der Prozess des tatsächlich authentischen Erinnerens verbunden mit dem der Ergänzung, des Nachdichtens, des Ausschmückens, manchmal aber auch des positiven und/oder negativen Umdeutens usw. Insofern verknüpft sich das *episodische*, fragmentarische, „zufällige“ Erinnern mit Anstrengungen der *rekonstruktiven* individuellen, sozialen, politischen und kulturellen Zusammenhangsdarstellung. Dieses personale Erinnern ist immer nicht nur lebensweltlich vermittelt, sondern darin gehen immer auch die *interaktiven* und *gesellschaftlichen* Bilderwelten (hier speziell: die Fotowelten) also Medien des kollektiven Gedächtnis von sozialen Gruppen, Milieus oder auch Nationen bzw. „Kulturkreisen“ ein. Sie können die Erlebnisse und Erfahrungen ideologisch überformen, aber sie können im günstigen Fall auch dazu beitragen, die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen anderen und sich verständlicher zu machen, ja, sie auch wiederum kritisch zu hinterfragen. So können Fotos z.B. aufgrund der positionellen Anordnung auf einem Foto

⁹ Diesen Begriff hat Halbwachs (1985, 5.Kap.) eingeführt und er ist ein wichtiger Bezugspunkt für die verschiedenen Ansätze einer öffentlichen Thematisierung lebensgeschichtlicher Erfahrungen (vgl. z.B. Negt/Kluge, 1972, Kap. 1, 2 u. 6) oder die erfahrungsfundierte Reflexionen historischer Prozesse (wie sie von den verschiedenen Ansätzen der „Oral History“ entwickelt worden sind; vgl. Niethammer 1980).

Geschlechterverhältnisse, Mensch-Maschinen-Beziehungen, das Verhältnis zu politischen Symbolen oder auch Statussymbolen (wie z.B. Autos) deutlich machen und damit die Frage aufwerfen, wie ich selber mich zu ihnen biografisch und aktuell verhalte, wo ich heute den Eindruck habe, dass ich mir selbst „fremd“ vorkomme oder andere Menschen mir „fremd“ erscheinen.

4. Verfahrensweise der Foto-Interviews mit Zeitzeugen

Das Zeitzeugen-Projekt will einen exemplarischen Beitrag zur Visuellen Altenbildung und darüber vermittelt zu einer regional ausgerichteten visuellen historisch-politischen Bildung leisten. Deshalb werden ganz bewusst nur Personen einbezogen, die *nicht* in irgendeiner Form sozialpädagogisch betreut werden bzw. wurden. Im Zentrum der Arbeit stehen Foto-Interviews, hier speziell verstanden als eine entwicklungs offene Verschränkung von Fotos mit erzählenden, beschreibenden und argumentierenden Textteilen (aus den Interviews)¹⁰ Das geschieht in sechs Arbeitsschritten (die selber aber flexibel aufeinander bezogen sind, d.h. es können auch zu einem späteren Zeitpunkt frühere Arbeitsschritte ergänzt oder auch korrigiert werden):

- d) Ansprechen der interessierenden Personen und Erläuterung des unmittelbaren Projektes und des größeren Arbeitszusammenhangs des MASoF an der Hochschule Magdeburg-Stendal;
- e) vertiefendes Gespräch und erste Sichtung von Fotos, die als Gesprächs- und Dokumentationsgrundlage dienen können bzw. Vereinbarung über Motive, die zu fotografieren sind
- f) ;erste, vorläufig verbindliche Fotoauswahl und erste Bildinterpretation (im Sinne einer Zusammenfassung der bisherigen Gespräche und darauf begründeter Hypothesenbildung);
- g) ausführliches, hauptsächlich narratives Interview entlang der bisher ausgewählten und interpretierten Fotos (diese werden aufgezeichnet, allerdings nur im Ausnahmefall vollständig transkribiert, sondern in der Regel nur mehrfach abgehört und wichtige Sequenzen als Zitate abgeschrieben; das dürfte auch für die anspruchsvolle Altenarbeit die Regel sein);
- h) Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse des Foto-Interviews in einem fortlaufenden Text, der dann auch schon diskursive und ikonologische Interpretationselemente integrierte und den alle InterviewpartnerInnen erhalten;

¹⁰ Dabei werden die Verfahrensweisen der verschiedenen Ausprägungsformen des narrativen Interviews (vgl. zusammenfassend Küsters 2009, Kap.3 u. 4) und des Foto-Interviews (vgl. Kulcke 2009, Kap.4 u. 6) entsprechend den Projekterfordernissen miteinander verschränkt und dabei auch Methoden des Biografieschreibens integriert (vgl. Amelung 2010)

- i) endgültige Text-Foto-Fassung unter Einbeziehung der Veränderungswünsche.

Literaturhinweise

- Amelung, Christa-Maria: Spannend Biografien schreiben!, Amelung-Verlag, Steinhagen (Westf.) 2010
- Asmus, Helmut: 1200 Jahre Magdeburg. Bd. 3: Die Jahre 1848 bis 1945. Autorenverlag, Magdeburg 2008
- Asmus, Helmut: 1200 Jahre Magdeburg. Bd. 4: Die Jahre 1945 bis 2005. Autorenverlag, Magdeburg.
- Bahners, Patrick/Cammann, Alexander (Hrsg.): Bundesrepublik und DDR. Die Debatte um Hans-Ulrich Wehlers „Deutsche Gesellschaftsgeschichte“. C.H.Beck, München 2009
- Blumenberg, Hans: Lebenszeit und Weltzeit. Suhrkamp, Frankfurt/M.2001
- Blumenberg, Hans: Beschreibung des Menschen. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2006
- Bohnsack, Ralf: Qualitative Bild- und Videointerpretation. Barbara Budrich, Opladen Farmington Hills 2009
- Braun, Karl-Heinz: Lebensführung in der „zweiten Moderne“. In: neue praxis (33.Jg), 2003, H.5, S.401-421
- Braun, Karl-Heinz: Tiefenhermeneutik. In: Bock, Karin/Miethe, Ingrid (Hrsg.) Handbuch qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit. Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills MI 2010, S.
- Braun, Karl-Heinz/Elze, Matthias: Regionale Archive für Sozialfotografie. In: SOZIAL EXTRA, 2010 H.1/2, S.14-19
- Braun, Karl-Heinz / Wetzels, Konstanze: Sozialreportage. Eine Einführung in eine Handlungs- und Forschungsmethode der Sozialen Arbeit. VS-Verlag, Wiesbaden 2010
- Ecarius, Jutta/Schäffer, Burkhard (Hrsg.): Typenbildung und Theoriegenerierung. Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, MI 2010
- Ericksen, Karin: Unsere Lieben, vom Winter verweht. In: Frankfurter Allgemeine v. 19.11.2009
- Fischer, Norbert u.a.: Raum für Tote. Thalacker Medien. Braunschweig 2003
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1987
- Giebeler, Cornelia u.a. (Hrsg.) (2007): Fallverstehen und Fallstudien. Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills
- Gudjons, Herbert u.a.: Auf meinen Spuren. Klinkhardt, Bad Heilbrunn 2008
- Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Suhrkamp 1985
- Hölzle, Christina/Jansen, Irma (Hrsg.): Ressourcenorientierte Biografiearbeit. VS-Verlag, Wiesbaden 2009
- Hundt, Wulf D.: Heinrich Vogeler Hamburger Werftarbeiter. Fischer Taschenbuch, Frankfurt/M. 1992
- Husserl, Edmund: Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Gesammelte Schriften Bd.8. Meiner, Hamburg 1992.
- Husserl, Edmund: Phantasie und Bildbewusstsein. Meiner, Hamburg 2006.
- Karl, Fred: Einführung in die Generationen- und Altenarbeit. Barbara Budrich, Opladen&Farmington Hills, MI 2009

Kraul, Margret/Marotzki, Winfried (Hrsg.): Biographische Arbeit. Leske+Budrich, Opladen 2002

Kühling, Axel: Krupp Grusonwerk Panzer aus Magdeburg 1933-1945. Delta-D, Magdeburg 2001

Küster, Ivonne: Narrative Interviews. VS-Verlag, Wiesbaden

Kulcke, Gesine: Identitätsbildungen älterer Migrantinnen. Die Fotografie als Ausdrucksmittel und Erkenntnisquelle. VS-Verlag, Wiesbaden 2009

Kretschmann, Christoph: Vom Grusonwerk zum SKET, Delta-D, Magdeburg

Landgrebe, Ludwig: Das Problem der Teleologie und der Leiblichkeit in der Phänomenologie und im Marxismus. In: Waldenfels, Bernhard u.a. (Hrsg.): Phänomenologie und Marxismus. Bd. 1: Konzepte und Methoden. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1977, S.71-104

Michel, Burkhard: Bild und Habitus. VS-Verlag, Wiesbaden 2006

Negt, Oskar/Kluge, Alexander: Öffentlichkeit und Erfahrung. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1972

Neurath, Otto: Gesammelte bildpädagogische Schriften. Hölder-Pichler-Temsky, Wien 1991

Niethammer, Lutz (Hrsg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Syndikat, Frankfurt/M. 1980.

Lippitz, Wilfried: Phänomenologische Studien in der Pädagogik. Deutscher Studien Verlag, Weinheim 1993

Markowitsch, Hans J.: Das Gedächtnis, C.H.Beck, München 2009

Merlau-Ponty, Maurice: Das Primat der Wahrnehmung. Suhrkamp, Frankfurt/M.

Meyer-Drawe, Käte: Leiblichkeit und Sozialität. Wilhelm Fink, München 1984.

Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.

Ruhe, Hans Georg: Methoden der Biografiearbeit. Juventa, Weinheim und München 2009

Sallaberger, Walther: Das Gilgamesch-Epos. C.H.Beck, München 2008

Sautter, Sabine (Hrsg.): Leben erinnern. AG SPAK, Neu-Ulm 2004

Seneca: Vom glückseligen Leben und andere Schriften (darin 1984a: Von der Gemütsruhe, S.30-63; 1984b: Aus den Briefen an Lucilius, S.134-159). Reclam, Stuttgart 1984

Straub, Jürgen (Hrsg.): Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Suhrkamp, Frankfurt/M. 1998.

Tomasello, Michael: Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2009

Waldenfels, Bernhard: Das leibliche Selbst. Suhrkamp, Frankfurt/M. 2000